Literarische Rundschau

Nr. 9. 4. September 1926.

(10)

Ludwig Hölty.

Zum 150. Todestag am 1. September 1926.

Hölty, dessen wir an dem 1. September, an seinem 150. Todestage, dankbar gedachten, steht als leuchtender Stern und als liebenswürdige Persönlichkeit am Anfang unserer klassischen deutschen Dichterperiode. Er hat schon viel Liebe und Anerkennung während seines Lebens erfahren, und sein tragisches Geschick hat ihm diese Liebe erhalten bis auf den heutigen Tag. Der Jüngling, der durch Garten und Wald schlenderte, bald von weltschmerzlichen Gedanken bewegt, bald von jauchzender Frühlingslust erfüllt, der im Grase liegt und träumt oder mit Begeisterung den Klopstockschen Messias liest, wurde schon von dieser Erde hinweggenommen, als er noch nicht das 28. Lebensjahr erreicht hatte. Seine Mutter war an Lungenschwindsucht gestorben, sein Vater, der evangelischer Pfarrer in Mariensee bei Hannover war, hatte wieder geheiratet, der junge Ludwig hatte aber in seiner Stiefmutter eine fürsorgliche und liebevolle zweite Mutter gefunden, die für ihren schwächlichen und kränklichen Stiefsohn mit treuer Mutterliebe sorgte. Aber alle Liebe und alle Fürsorge hatten den Todeskeim, den der Jüngling in sich trug, nicht beseitigen können. Aber merkwürdig — dieser begabte Junge spürte wohl, daß er früh von dieser Erde hinweg mußte, und so hat er seine wenigen Lebensjahre mit doppelter Arbeit und gesteigerten Empfindungen ausgefüllt.

Als kleiner Knabe ließ er sich von einer leidenschaftlichen Wißbegierde und einer großen Lesewut leiten. Auf dem Gymnasium zu Celle war er ein äußerst fleißiger und allem Schönen und Großen geöffneter Gymnasiast. Und als er auf die Universität zu Göttingen kam, wußte er in einem frohen und begeisterten Freundeskreise sein Leben mit den edelsten und besten Gefühlen und Beschäftigungen auszufüllen. Er hat dies in einer solchen Gefühlsbegeisterung getan, daß er geradezu als typisches Beispiel für jugendliches Seelenleben in der Entwicklungszeit von der psychologischen Wissenschaft ausgewertet werden kann. Eduard Sprang er hat in seiner bekannten Psychologie des Jugendalters gesagt: „Für die Jugendlichen sind die wirklichen Menschen oft nichts anderes als die Garderobenständer, an die sie die Prunkgewänder ihrer Phantasie aufhängen können."

Der 17jährige Hölty hat ein junges Mädchen, die Laura hieß, geliebt und hat dieses junge Mädchen, mit dem er kaum gesprochen und das er wenig gesehen hat, ausgestattet mit all seinen hohen Idealen, die er in seiner jugendlichen Brust trug. Laura hat später einen anderen genommen, und dadurch ist die Melancholie des Jünglings mit neuer Nahrung gespeist worden. Alles, was die Jugend von damals begeisterte, Freundschaft, Liebe, Naturschwärmerei, Lobpreis des Weines, hat er in den reinsten und schlichtesten Tönen besungen. Wir tun seinen Freunden nicht Unrecht, wenn wir diesem Dichter mit seiner reinen Menschlichkeit und liebenswürdigen Bescheidenheit stellen über Voß, die Grafen Stollberg, Boje, Miller. So sagt er beispielsweise, und das zeigt wieder auf der anderen Seite einen starken Hunger nach Lebensfreude, die er wegen seiner Kränklichkeit doch nicht voll genießen konnte: „Der Frühling ist auf dem Lande so schön, dem Sterblichen blühen ihrer so wenige, daß ich keinen hinter den Mauern der Stadt vertrauern möchte."

Von Hölty, diesem todesbleichen und wortkargen Jüngling, stammt ja bekanntlich das Lied, das wir alle schon gesungen haben:

„Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang uns Lenz und Jugend blühn?"

Ein Gedicht, das ja mit den altbekannten Worten schließt:

„O wunderschön ist Gottes Erde
Und wert darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun."

Ein großer Schmerz in dem kurzen Leben dieses Jünglings war der Tod des Vaters. Der junge Hölty hätte einem Amte zustreben müssen. Er wollte kein Parasitenleben führen und hat auch keins geführt. Er fühlt sich in rührender Weise verantwortlich für seine Geschwister, und er, der nichts hatte, fühlt sich berufen, für seine jüngeren Geschwister mit zu sorgen, und so hat dieser treue Bruder Privatunterricht erteilt, hat sich mit Uebersetzungen, besonders aus dem Englischen, abgequält, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber er hat eine merkwürdige Scheu vor dem Amt gehabt, weil er fürchtete, daß dieses ihn in Fesseln schlagen könnte. Und so ist er ein dichterischer Vagabund geblieben, aber in liebenswürdigster und edelster Form, der auch auf dichterischem Gebiet Erstklassiges leisten wollte. Er hat sich von Geßner und Ewald von Kleist stark beeinflussen lassen, hat Klopstock angebetet, hat Walther von der Vogelweide nachgeahmt und übertreffen wollen. Dieses edle und hohe Streben muß durchaus anerkannt werden. Es tritt auch in der Ursprünglichkeit und Echtheit, in der Innigkeit und der Tiefe seiner Poesie deutlich hervor.

Sein dichterischer Nachlaß ist von einem argen Mißgeschick verfolgt worden. Ein gewisser Adam Friedrich Geißler machte eine Raubausgabe. Sein Freund Voß glaubte aus Freundschaftsempfindungen heraus manches ändern zu müssen, und so haben wir erst allmählich den echten und unverfälschten Hölty erhalten mit seinen Idyllen und Balladen, mit seinen Liedern vom Wein und von Maifreuden, voll von Kirchhofsstimmung und Todesahnung, voll von Veilchenduft und Nachtigallengesang. Unseren Vorfahren bedeutete Hölty viel. Sie haben von Hölty die unschuldige und schlichte Freude gelernt, die weit entfernt ist von dem üppigen Vergnügungstaumel der Gegenwart:

„Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen;
Eine kleine Spanne Zeit ward uns zugemessen."

Und diese Freude ist gepaart mit edlen sittlichen Gefühlen. Stammt doch auch von unserem Dichter das Lied, das auch noch unseren Kindern lebendig bleiben muß, wenn es auch etwas altväterlich aussieht:

„Ueb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab!"

Sicherlich, wir haben in Hölty noch nicht tiefgrabende Philosophie und himmelstürmende Religiosität, aber als das Morgenrot der großen deutschen Klassik begrüßen wir ihn mit dankbarer Freude.

Der Römerbrief.

Der Römerbrief von D. Karl Barth, Prof. der reformierten Theologie, 2. Abdruck der neuen Bearbeitung 1923. Chr. Kaiser, Verlag in München. 528 S.

Zu den 5 Büchern, die der moderne Theologe kennen müßte, wird außer R. Otto's „Das Heilige" vor allem Barths Römerbrief geachtet. Mit Recht. Eine Auseinandersetzung mit diesem Standardwerk ist unvermeidlich, wird oder ist es doch das Fundament einer neuen „Schule". Wir vergessen nicht, daß es sich in dieser Anzeige um die Besprechung der 3. Auflage des Werkes handelt. Es entspricht dem unerbittlichen Wahrheitssinn des eigenartigen Forschers, daß er offen seine Entwicklung seit der 1. Auflage zugesteht. Rücksichtslos gegen sich selbst, für ihn einnehmend, deckt er das Verhältnis beider Editionen offen auf. Für Interessierte nenne ich außer dem Vorwort S. 223, 272, 340 f., 408, 427, 506 f. Der Grund ist natürlich der gleiche geblieben, sodaß wir auch von diesem reden d ü r f e n, und da man sich über den großen Gelehrten und Starkgläubigen noch nicht eins und klar ist, auch reden m ü s s e n. Sich über ihn klar zu werden, fällt deshalb so schwer, 1. weil er trotz schärfsten Denkens auch manch liebes Mal dunkel in seiner Rede Sinn bleibt, wozu der vorbildlich gute große Druck kontrastiert, 2. weil er mit seinen schneidigen Angriffen nach rechts und links, nach vorn und hinten als Eigener sich nicht eingrei-

erheben wird. Merkwürdig kontrastieren seine kurzen wuchtigen Kapitel- und Teilüberschriften, durch die er sofort den Leser für sich gewinnt mit langen schwierigen Abschnitten des Buches selber. Beispiele für erstere: 4. Kap. Glaube ist Wunder (— V. 8), Glaube ist Anfang (— 12), Glaube ist Schöpfung (— 17) . . . . 5, 1/11 Der neue Mensch, 12/21 Die neue Welt. 7, 1/6 Die Grenze, 7/13 Der Sinn, 14/25 Die Wirklichkeit der Religion usw. Er ist in dieser Hinsicht großer Reduktionsgeist wie Luther, den er auch — neben Calvin — besonders herzhaft im Munde führt.

Er ist dies auch sonst, z. B. in scharfgeschliffenen pointiertenAussprüchen, aber nicht immer. Bisweilen erwehrt man sich nicht des Eindrucks: der z. T. schwere Römerbrief wird durch seine Auslegung noch schwieriger, besonders dadurch, daß Barth seine Gedanken an die des Paulus heranbringt, mindestens seine ganz andersartige Ausdrucksweise. Es kann sehr wohl sein, daß Paulus, der bei ihm einmal wieder hoch zu Ehren kommt, Barths Gedanken ausgelöst hat, trotzdem ist's manchmal nicht leicht, in seinen Ausführungen — Ausführungen zu dem betroffenen Text zu finden. Dabei schätzen wir anerkennungsvollst die Tatsache ein, daß sein opus einen neuen Wissenschaftsbetrieb eröffnet. Barth ist durchaus kritischer Theologe, der gegenteilige Vorwurf wird ihm wohl von Kennern nun nicht mehr gemacht werden. Aber von einigen Anmerkungen, die seine „wissenschaftliche" (im früheren Sinn!) Befähigung beweisen, abgesehen, liegt diese Arbeit vor seinem Werk, und er ist frei für das, was ihm und — uns bei anderen fehlt. Historische und psychologische Arbeit ist geschehen, wenn seine eigentliche „religiöse" (so würde er selber nicht schreiben!) beginnt. Dabei ist er durch und durch Philosoph mit den Vorzügen und Nachteilen eines solchen. Niemand wird Barth gerecht, der ihn nicht als bis zum Aeußersten bohrenden Dialektiker einschätzt. Viele Anstöße werden schwinden, wenn man seinen unwiderstehlichen Drang erkennt, der Seite die Gegenseite, dem Satz den Gegensatz in schroff-unmittelbarer Weise entgegen zu stellen. Paradox, unweigerlich paradox ist Barth im Ausdruck und Inhalt. Damit hängt zusammen, daß er oft seine eigenen Thesen aufzuheben scheint. Er weiß aber trotzdem, was er will; und man merkt auch nur zu deutlich, daß er's weiß und will. Kein Wunder, daß ein so elementar-ursprünglicher Denker Begriffs- und Wortschöpfer ist. Glücklicher und „genialer" (so würde er selber nicht schreiben!), aber auch verunglückender! Um Bahn für ihn zu machen, nicht um ihn zu kritisieren, sagen wir auch letzteres. Unglücklich ist seine z. T. auf Lhotzky zurückgehende Verwendung von „Religion". Er könnte sie nicht so geringschätzen, wenn er immer klar Religion und Vorstufe zur Religion, Religion und Religiosität, Religion und Afterreligion unterschiede. Manches, womit er das eine trifft, trifft nicht das andere. Religion erscheint bei Barth in eine so bedenkliche Nähe von „Gesetz" gerückt, daß sich seine Front gegen die „Religion" wohl erklärt. Sofern er alles Menschliche, nicht nur Menschelnde in der Religion, sofern er den „religiösen Menschen", sein „Erleben" und seine Erlebnisse abropiert, verstehen wir ihn mit lebhafter Zustimmung und danken ihm für seinen dahingerichteten Radikalismus, den im andren Sinn manche bei ihm vermissen, wiewohl er auch eine berechtigte Seite des „Erlebens" gelten läßt. Zu seinen Begriffsschöpfungen rechnen wir seine unermüdliche „Unanschaulichkeit" im Gegensatz zu allem „Anschaulichen". Das Unanschauliche steht auf einer Stufe mit dem Ungeschichtlichen, Unzulänglichen, Unmöglichen, das ihm, dem Kenner der Grenzen der Historie, sehr wesentlich ist. Er dringt immer auf, drängt immer zum transscendenten Kern! Sein „Hohlraum" des Glaubens (vgl. S. 5 f., 9, 12, 25, 32, 37, 62, 84, 88, 97 f., 100, 134, 173 f., 181 f., 192, 370, 388, 420 als Probe! Nichts davon im Register!) ist berühmt geworden und bringt den absoluten Verzicht aufs Menschliche auf einen scharfen Ausdruck. Die Verwandtschaft des Paradoxen mit dem „Unanschaulichen", liegt zu Tage. Bis zum Geistreichisierenden, um nicht bis zur Spielerei zu sagen, operiert Barth mit seinem Ja und Nein, Frage und Antwort, Möglichkeit und Unmöglichkeit usw.! Es ist, als ob der so entsetzlich ernste und durchaus ernst zu nehmende Grübler sich auch einmal im Gegenteil schadlos halten müßte! So liebt er auch trotz blutigen Ernstes vom Humor zu reden, ohne selber einen eigentlichen lächelnden Humor aufbringen zu können, anzuwenden.

wir haben damit schon von der Sache geredet. Noch mehr als bei anderen ist hier der Mensch der Stil und der Stil der Mensch. Ich habe eine 8seitige Besprechung gelesen, die an dem Eigentlichen Barths leidlich vorüber geht. Daher halte ich, daß er in Gott — und die Gottesfrage ist ihm die Frage! — den Anderen sieht, den ganz Anderen. Dieser Begriff liegt ihm überhaupt, er wird in mannigfacher Hinsicht verwandt. Unwillkürlich ist mir auch hier eine große, seitenlange Sammlung von Belegstellen von S. 4 an entstanden. Man könnte sich anheischig machen, seinem ganzen „System", das natürlich kein System ist (!), diese Ueberschrift zu geben. Eine Dr.- oder Lic.-Arbeit könnte dies einmal nach allen Seiten durchdenken. „Der Andre" ist nicht nur seine „Dogmatik", die — der Zusatz wieder in seinem Sinn! — freilich keine Dogmatik ist; es ist das Thema seiner Ethik, die wieder keine Ethik ist, entsprechend zu formulieren: „Der Eine im Anderen", Gott im Nächsten. In der Ethik wird aus dem Anderen der Dogmatik der Eine!

Gott ist der unbekannte Gott! Joh. 17, 23, schätze ich, ist in dem „bibelfesten" Buch am häufigsten in dieser Bezeichnung citiert. Er ist der verborgene Gott! Das große Incognito! Der feste finstre drohende Turm! Sofort stellt sich das verwandte Thema von der erschütternden Rätselhaftigkeit des „Daseins und Soseins" (so immer wieder!) ein. Im Vergleich zu der Willkür, mit der viele Exegeten die Hl. Schrift behandelt haben, tut Barths standpunktloser „Standpunkt", die Bibelworte erst einmal genau so ernst zu nehmen wie seine eigenen Worte, sehr wohl. Man tut Barth deshalb nicht als Bibligisten ab, damit täte man ihm Unrecht. Er widerlegt in praxi damit vielmehr den Vorwurf, daß er antihistorisch sei. Mit dieser Position, die ihn nicht zum „Positiven" macht, ist wie mit einem Schlage vieles in Barth deutlich. So stark Paulus barthisiert erscheint, so stark läßt Barth Paulus Paulus, Gott Gott, Welt Welt und Mensch Mensch sein. Die Ordnung der Identität ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Der unbekannte Gott ist der Deus ipse Luthers. Gott selbst, später auch: Gott allein! Barth gesteht selbst, daß er es unverdrossen eingeprägt habe! So steckt auch — bewußt oder unbewußt — der „fürwahr „verborgene" Gott", der Deus absconditus im „Gott selbst". Die Geschichte bewegt sich in Wellenlinien. Der Fortschritt wird durch die einander folgenden Einseitigkeiten erreicht. So merkwürdig es klingt: im Großen und Kleinen führen Einseitigkeiten am sichersten zum Ziel, zum — Teilziel. Die Wellenebene bezw. Tiefe vom lieben Gott, Vater und Heiland, mit dem man auf „Du und Du" steht, dessen Ratgeber und Gedankenleser man mindestens hätte sein können, mußte wohl einmal durch den Wellenkamm bezw. die Wellenhöhe abgelöst werden, da man es nicht nur mit dem 2., sondern auch mit dem 1. Gebot (das dieser Wellenkamm! Wir lassen uns bewußt seine Einseitigkeit gefallen, damit die Mitte der Wahrheit und die Wahrheit der Mitte von einem — Nachfolger oder — von ihm selber später gefunden werden könne! Für Barth ist Gott dermaßen der absconditus, daß auch Christi Offenbarung voraß die Offenbarung Gottes als des Verborgenen ist. Gewiß macht auch Barth Bemerkungen, die darüber hinausgehen dürften. Der dem Verstande verborgene Gott ist mit dem Herzen eher zu erfassen. Aber Christus, der Offenbarer, ist doch im letzten Grunde während des Lösens von Rätseln nicht nur ein neues Rätsel in sich, sondern ein Bestätiger des Rätsels: Gott. Das Schwergewicht der Erkenntnis ist bei Barth gegen früher völlig auf die andere Seite gefallen. Geflissentlich wird betont: Gott wohnt in einem Licht, da niemand zukommen kann. Schrecklich ists, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen. Das Kreuz ist für Barth zwar (für ihn) genau so grundlegend und bei ihm so häufig wie die Auferstehung. Würde er aber die „Todeslinien" von der Linie „Leben aus dem Tode" bestimmt, beherrscht sein lassen, dann müßte der Deus relevatus dem Deus absconditus nicht nur die Wage halten, sondern entscheidend, niederziehend — d. h. hier aber hochhebend — in die Wagschale fallen! Wir gestehen: die Betonung von Kreuz und Auferstehung, von jedem an seiner Stelle, die sogar nicht den Eindruck einer „orthodoxen" Feststellung macht, ist äußerst sympathisch und läßt diese „Tatsachen" von Barth her von neuem erfassen und in neuer Weise.

In innerster Kontinuität seines Denkens kann Barth nun auch gar nicht anders, als in Calvinscher Schroffheit nach Paulus die doppelte Prädestination, die Verwerfung und Erwählung, aufzurichten. Es fehlt auch hier nicht an einlenkenden und — schwänkenden Bemerkungen; aber ebensowenig ist hier zweifelhaft, wo sein eigentliches In-

höh
soll, n
stigun

*) Vgl. meinen Artikel: Warum Barth mit seinem Römerbrief in die Treuga-Dei gehört.

teresse liegt, wo: besser — sein Herz schlägt, sein Kopf denkt. Barth gehört in Großzügigkeit sicher nicht zu denen, die sich uns gegenüber auf einzelne Worte und Wortgruppen berufen werden. — Die 4 sachlich genannten Punkte vom unbekannten Gott und vom Geheimnis von Welt und Mensch, vom Mysterium des Gekreuzigten und Lebendigen und von dem Rätsel der Prädestination sind Glieder einer Kette, sind Punkte, durch die sich eine schnurgerade Linie legen läßt. Ohne hier oder überhaupt „Systematiker" sein zu wollen, enthüllt sich doch ein grundechter Systematiker. Die Lösung der Fragen liegt nur in der Feststellung der Unlöslichkeit derselben: Gott ist eben Gott, Christus Christus, Mensch Mensch, Welt Welt. Hieß es dort: Gott selbst, hier heißts: Gott allein. Allein Gott in der Höh' sei Ehr'! Das ist Grundton etwa im letzten Buchdrittel.

Vom Menschen haben wir noch nicht genügend und eigentlich gesprochen. Wenn der „religiöse Mensch" ein neuer Mensch werden soll, der Mensch einer, der neuen Welt, das „unanschauliche" Ich — mit dem Christus in sich, mit dem Geist der Sohnschaft, dann muß er den ewigen urgeschichtlichen Augenblick kennen. Es ist der Augenblick der Offenbarung für ihn, da ihm Gott Ein und Alles wird, möglich nur durchs Wunder. Eine Entwicklung dahin gibt es im eigentlichen Wortsinn nicht. Nur der gebrochene alte Mensch kennt ihn. Das „Gebrochene" ist für Barth ein nach verschiedenen Richtungen hin (S. 28 und ff.) gebrauchter bedeutsamer Begriff. Hier wie anderwärts ließe sich aber zeigen, daß von etwas wirklich „Neuem" nicht geredet werden kann, z. B. „Unanschaulichkeit" in Verbindung mit Kirche ist z. T. die alte unsichtbare Kirche. Aber Barth hat all das Alte, Große, Tiefe, „Ungeheuerliche" neu empfangen und neu — wiedergegeben. Dazu befähigt ihn seine erschütternde Glaubensenergie (die „Heilsgewißheit" (S. 306 z. B.) ist im Kampf gegen falsche Sicherheit zu leicht aufgegeben und damit etwas spezifisch Evangelisches), sein „Trotzdem", das man bisher Glaubensdennoch nannte, z. B. S. 68 und 99, 43, 140, 240, 343, 377, 390. Der gebrochene Mensch, der in Gott durch Christus ein Ganzer und Geheiligter ist, kann selbstverständlich zur Kultur, mindestens zur Civilisation kein freudig bejahendes Verhältnis gewinnen oder behalten. Von seiner Adlerhöhe, von seiner Wurmtiefe aus befindet er sich jenseits derselben und aller ihrer geschichtlichen Erscheinungen. Soweit die Kirche (C. 9/11) menschlich ist, fällt sie unter das Verdikt, das das menschliche überhaupt trifft. Die Not und Schuld der Kirche treibt aber nicht nur nicht aus ihr heraus, sondern nur um so tiefer in die Arbeit an und in ihr hinein. Not und Schuld der Kirche liegt in der Natur der Sache. Mensch und Kirche ist an Gott selber, an Gott allein krank und kann nur an Gott selbst und allein genesen. Der Not entspricht doch eine Hoffnung. Wie es mit der Kirche ist, so ist's auch mit der Theologie. Scheint ihr aller Boden bei ihm entzogen, so ist doch sein Glaube für beides nicht bodenlos. Wir können den elementar-tiefen Eindruck nicht vergessen, der nicht in dem Maße seine Elpersburger Rede (Oktober 1922) als seine fast lallenden und stammelnden Worte in der darauf folgenden Diskussion, die er sich mühsam und langsam, zaghafft und ergriffenst abrang, bei uns machten und hinterließen: Christus lindert ihm wenigstens seine Not. Wie gewaltig wirkt, wenn ein Mann von solcher Diktions- und Fiktionsfähigkeit, wie sie seine ganzen Schriften („Zur inneren Lage des Christentums", „Der Christ in der Gesellschaft", „Biblische Fragen, Einsichten und Ausblicke") und seine Zeitschrift „Zwischen den Zeiten" (alles im verdienstvollen Verlag von Chr. Kaiser, München!) vor den letzten Geheimnissen zum schlichten Kinde wird! Ernster als Barth kann man die Situation der Religion (und des auch so sehr oft von ihm genannten Gottesreiches), die der Kirche und Theologie, des Menschen und der Welt nicht nehmen als er. Vielen wird er zu ernst sein.

In ihm verdanken wir der Schweiz eine heilsame Aufrüttelung und Erneuerung. „Zur inneren Lage des Christentums" zeigt, wie stark der Eigene von dem gleich radikal-revolutionären Oberbeck beeinflußt ist. Auch darf die Linie Blumhardt-Zündel (vgl. Jesus und Apostelzeit im gleichen Verlag von Georg Merz dankenswertester Weise herausgegeben) nicht übersehen werden. Der Gedanke, die Tatsache: Christus als Sieger ist von S. 5 an auch für Barth hochbedeutsam. Entschiedenen Geistern wie Hiob, der auch im Register fehlt, Kierkegaard, Nietzsche, Dostojewski, verdankt er viel. Es ist einem Bahnbrecher gegenüber freilich stets sehr interessant, den Spuren, die zu ihm führen, nachzugehen. Ihn selbst, der uns in seiner Weise niemals Wirkliches zu sagen hat, der zu uns in heiliger Notwendigkeit reden muß, wird es wenig rühren, ob man ihn zu Marion, Thomas Münzer, Schwenkfeld, zu den Schwarzen oder zu den Roten, zu Antikritikern, Antihistorischen und Antipsychologisten oder zu Eschatologisten (von Eschatologie scheint mir bei Barth mehr gesprochen zu werden, als sachlich berechtigt ist) gesellt. Wenn er nur vielen ein Anstoß zu ewiger — „Bewegung" wird!

Es konnte bei Anzeige einer 2.—3. Auflage nicht unsre Aufgabe sein, oft gesagtes zu wiederholen. Für die nächste Auflage haben wir aber noch eine dringende Bitte. Während die Stellen- d. h. Bibelstellenübersicht einen sorgfältigen Eindruck macht, ist das nicht von Barth selbst besorgte „Register" höchst unvollständig. Auch innerhalb der Unvollständigkeit sind Gesichtspunkte der Auswahl schwer zu entdecken. Im allgemeinen sind bekannte Schemata und Stichworte verwendet; gerade Sammlungen zu dem Besonderen in Barth weisen bedauerliche Lücken auf. Da sind ja viele Stellensammlungen für meinen Privatgebrauch weit genauer als die offizielle dieses monumentalen Werkes. Gut, daß wenigstens ein Anfang zum gewiß nicht leichten Register gemacht ist!

Lic. Dr. B. Kirchner-Gröningen.

Was ist Schundliteratur?

Ueber diese zeitgemäße Frage plaudert der Dichter Gustav Renner im „Türmer" (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Er führt u. a. aus:

Anstatt der Jugend eine bestimmte Lektüre aufzuzwingen, wäre erst einmal notwendig, zu fragen: was liest sie am liebsten? Dem Knaben werden zunächst solche Bücher zusagen, die seinem Betätigungs- und Abenteuerdrange entgegenkommen. Das ist natürlich und hat auch nichts weiter auf sich. Wir alle haben wohl in jener Zeit Indianergeschichten mit größtem Interesse gelesen; daß diese nachteilig gewirkt hätten, wird ja wohl kaum jemand von sich behaupten können. Ebenso verhält es sich mit Räuber-, Ritter- und Geistergeschichten, die mancher unserer Dichter in der Jugend gern gelesen hat und die sogar manchmal, wie bei Grillparzer, Einfluß auf sein späteres Schaffen gewannen. Daß dies die beste Lektüre für Kinder sei, soll natürlich damit nicht behauptet werden. Ein sittlicher Nachteil ist wohl aber kaum je daraus entstanden. Wie es sich mit Detektiv- und Verbrechergeschichten verhält, weiß ich aus eigener Erfahrung nicht, glaube aber nicht, daß sie einen gesunden Menschen zu Verbrechen verleiten können, sofern nicht die Anlage dazu schon in ihm vorhanden ist, die sich auch ohnehin früher oder später entwickelt hätte. Besser ist es freilich, wenn man diese Art Lektüre, die ohne jeden sittlichen und künstlerischen Wert ist, der Jugend fernhält.

Man zieht ja nun aber auch gegen die harmlosen moralisierenden Erzählungen, wie etwa die von Nieritz und Hoffmann, zu Felde. Mit Unrecht! Mögen sie künstlerisch unzulänglich sein, ihre moralische Wirkung, selbst kurze Bemerkungen oder auch nur der sentenziöse Titel, kann mitunter für lange nachhaltig und bestimmend sein. Und das ist für das Leben manchmal unendlich mehr wert, als wenn der Knabe auf eine künstlerische Modeform gedrillt wird.

Aber auch die Bücher mit patriotischer Grundstimmung sind jenen Geschmackswächtern ein Dorn im Auge. Das ist freilich nichts als Parteisache. Als ob Schriften mit sozialer Tendenz minder einseitig wären! Außerdem ist nichts natürlicher, besonders für unser in dieser Beziehung recht rückständiges und laues Volk, als sich an großen Vorbildern, an den Taten und Geschicken der Vorväter, an Wesen und Leistungen des eigenen Volkes, dem man schließlich verdankt, wer und was man ist, zu begeistern. Jedem andern Volke als dem unseren ist das selbstverständlich; auch bildet nichts, außer der Religion, die Persönlichkeit mehr, als die Vaterlandsliebe. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern sind diese beiden die Grundlagen und das Stoffgebiet aller wahren Kunst gewesen. Sie zugunsten eines leeren und wurzellosen Aesthetizismus abzuweisen, heißt der Kunst die eigentlichen Lebensquellen unterbinden. Der Wert eines Menschen wie eines Volkes für die Menschheit liegt in seiner besonderen, ausgeprägten Persönlichkeit.

Selbstverständlich soll hier nicht einer hohlen Phrasenhaftigkeit in Patriotismus und Moral das Wort geredet werden. Man darf aber auch hierin nicht zu weit gehen: selbst wo die künstlerische Form und Darstellung nicht genügt, werden doch diese Gefühle der Jugend und dem Volke ver-